

### 9. Römische Funde bei Schloss Dyck.

Hierzu Taf. VI.

Etwa 1 $\frac{1}{2}$  Meile südwestlich von Neuss, der Römerstadt Novesium, begrenzen die Orte Aldenhoven, Wallrath und Damm ein Thal. Hier befindet sich ein Flecken Landes von idyllischer Schönheit, eine sumpfige, kleine Seen bildende Niederung mit ihren charakteristischen Wasserpflanzen, durchschnitten vom „Jüchener Bach“, bald unterbrochen, bald umgeben von duftenden Baum- und Strauchgruppen, von frischen Wiesen und kleinen Wäldchen. Ein gewisses Schweigen ruht auf dieser Landschaft, das ein für Naturschönheiten empfängliches Gemüth unwillkürlich an ein geheimnissvolles Etwas, an ein höheres, göttliches Wesen erinnern musste. In dieser Thalebene erhebt sich aus dem Wasser ein hohes, viel Fensteriges gothisches Gebäude. Es ist das Schloss Dyck, eine Beszung S. D. des Fürsten und Altgrafen Alfred zu Salm-Reifferscheid-Dyck, der Ursprungssitz des alten gleichnamigen Grafen-, späteren Fürstengeschlechtes.

Der Name, der seit dem XI. Jahrhundert in den Formen Dicca, Dycke, Dycka, Dikka, Dick nachweisbar ist (Fahne, Geschichte der Grafen, jetzigen Fürsten zu Salm-Reifferscheid I. 1. Abth. S. 31), bedeutet Deich, Wall, Damm, und findet sich am Niederrhein als Ortsname in der Regel da, wo sich eine Wasserlache oder eine römische Strasse oder ein römischer Grenzwall befunden hat.

Solche durch Sümpfe und Erderhöhungen geschützte Stellen, wie die in Rede stehende, suchte man am Niederrhein zur Anlage fester Plätze aus, wie am Oberrhein schwer zugängliche Bergeshöhen. So liegen in den sumpfigen Niederungen der Erft etwa ein Dutzend alter Wohnsitze (Fahne a. a. O. I. S. 274). Bekannt sind die gleichartigen Erscheinungen an der Gilbach, der Niers und anderwärts. Es ist wahrscheinlich, dass solche Wohnsitze, meist früh-mittelalterliche Dynastensitze, sich aus den Bauten von Grossgrundbesitzern entwickelt haben, welche in römischer Zeit sich in den schützenden, fruchtbaren Niederungen niedergelassen hatten.

Von der Zeit des Kaisers Gallienus nämlich bis zum Untergange des weströmischen Reiches wälzte sich eine rechtsrheinische Verheerungswelle nach der andern über die linksrheinischen römischen Besitzungen, überall schliesslich nur Trümmer, Furcht und Schrecken hinter sich lassend. Die Regierung Constantins brachte zwar etwas Ruhe; dann kehrten, nach erneuter Verwirrung, verhältnissmässig ruhigere Zeiten wieder unter Julianus Apostata, die aber nur bis in's fünfte Jahr der Regierung Valentinians währten. Von 370 ab dauerten die Einfälle der Germanen fort, bis allmählich das ehemals so gewaltige Reich zusammenbrach. In den kurzen Perioden der Ruhe suchte man jene durch die Einfälle der Barbaren bewirkten Schäden möglichst auszubessern. Kaiser Julian befestigte die Städte mit Mauern. Valentinian sicherte die Ufer des Rheines von Rätien bis zum Ocean durch Dämme und führte auch auf der germanischen Rheinseite Schutzanlagen aus <sup>1)</sup>.

Wie der Staat, so musste jeder Grundbesitzer, jeder Bewohner der Provinz auf Sicherheit denken, um so mehr, als die Unsicherheit täglich wuchs, da Kaiser und Gegenkaiser im Streite um die Herrschaft Hülfe bei den Feinden suchten. Es kam so weit, dass die Provinzialen die Herrschaft der Germanen erfluchten, dass sie schaarenweise auswanderten, um unter den Germanen als freie Römer Aufnahme zu finden (Salvian. de gub. Dei V, 93. 95. 99. 100). Zurück blieben nur die Grundbesitzer, und von diesen schlossen sich die weniger mächtigen an die mächtigeren an, wurden gegen Zusicherung dauernden Schutzes diesen unterwürfig (a. a. O. 100. 101) und diejenigen endlich, die ihren Landbesitz verloren hatten, wurden ebenfalls Dienstleute der Grossgrundbesitzer, wenn sie es nicht etwa vorzogen, Glieder der wohlorganisirten Räuberbanden, der Bagauden, zu werden (Salvian a. a. O. V, 96). Bei dieser wachsenden Unsicherheit nun müssen auch die den Städten ferner wohnenden Gutsbesitzer ihre Villen zu schützen gesucht haben, zu welchem Zwecke sich in den Niederungen die Nähe der Flüsse, Moräste, Landseen und besonders die sog. Donken eigneten. Ueberdauerte eine so geschützt liegende römische Villa die Kriegsstürme, so verblieb sie nach fränkischem Gesetze bei der germanischen Eroberung ihrem Eigenthümer; nur das freigewordene Staatsgut ward grösstentheils Krongut des Königs; das herrenlose Land ward durchs Loos an seine Unterthanen vertheilt. Daher kann es nicht auffallen, wenn

1) Amm. Marcell. XXVIII, 2.

wir römische Städte in den ältesten Urkunden als fränkische Königssitze sehen, während sich auf schwer zugänglichen Höhen und in wasserreichen Niederungen, besonders auf den Donken der linken Rheinseite, die ältesten Dynastensitze finden und aufgefundene Reste römischer Cultur anzeigen, dass sich hier an der Stelle dieser Dynastensitze Wohnstätten römischer Grossgrundbesitzer befunden haben. Die Forschung über frühmittelalterliche Dynastensitze muss daher nicht nur an das durch den Verfall der alten Gauverfassung erfolgte Entstehen eigener, reichsfreier Territorien denken, sondern muss alle in der Nähe der in Frage stehenden Oertlichkeiten befindlichen Reste früherer Cultur gründlich prüfen, nicht nur auf die Frage etwa, ob dieser oder jener Gegenstand römisch oder fränkisch sei, sondern auch, welcher Periode der römischen oder beziehungsweise fränkischen Zeit er angehöre.

Eins dieser niederrheinischen Grossgrundbesitzthümer ist wahrscheinlich auch das Schloss Dyck. Der Ursprung desselben, so scheint es, reicht in die römische Zeit, und dasselbe musste bei der fränkischen Eroberung dieses Landes, weil die römische Bildung die germanische überragte, zum Ausgangspunkte grösserer Bildung in dieser Gegend werden.

Die Gemarkung des Schlosses Dyck wird von mehreren römischen Strassenzügen durchschnitten, die theils grössere römische Niederlassungen, theils solche Stellen verbinden, an denen aufgefundene Reste auf kleinere römische Ansiedelungen schliessen lassen. Die Brabander Landstrasse begrenzt den Schlossgarten nordwestlich. Sie berührt Erkelenz, Neukirchen, Neuenhofen, Schlich und leitet von hier über Dyck nach Glehn, von dort aus mit der von Schneider (Jahrbücher d. V. v. Alterthumsfr. LXXIII S. 4 nr. 15 besprochenen Römerstrasse von Linne an der Maas über Rheindahlen, Müllfurth in mindestens zwei Hauptstrassen und mehreren von diesen ausgehenden Seitenarmen nach Novaesium. Diese Brabander Landstrasse wird nordwestlich von Dyck von einer Strasse gekreuzt, welche von Steinfurt her kommt, die Nordseite des Schlossgartens begrenzt und von hier durch Damm, Kaulhauser- und Heckhauserhof nach Neubruch leitet. Soweit ist sie (nach persönlichen Mittheilungen) Herrn Prof. Schneider bekannt; ich bin geneigt, den weiteren Lauf in der Strasse zu suchen, welche von letztgenanntem Orte aus über Hülchrath, Jägerhof, Neukirchen und Gubisrath führt. Oestlich von hier scheint sie sich in zwei Arme getheilt zu haben; der eine lief über Neuerbaum nach Zons,

der andere über Rosellen nach dem Reckberg bei Waldscheid zwischen Grimlinghausen und Uedesheim.

Etwas östlich der Stelle, wo diese Strasse die Brabander Landstrasse durchschneidet, lief ein Weg in südöstlicher Richtung mitten durch den Schlossgarten hindurch, etwas südlich der sogen. „Vogelkirschenallee“ und führte über den hier befindlichen Thalrücken in der Gegend des „Aldenhover Pfades“ nach der Nordseite von Aldenhoven; sie scheint von hier über Hemmerden und Schnabel geleitet zu haben, um sich dann vor Barrenstein mit der von Köln aus über Grevenbroich in das Clever Land hinziehenden Römerstrasse zu vereinigen.

Prof. Schneider hat (nach mündlicher Mittheilung) noch eine Römerstrasse verzeichnet, welche südwestlich von Dyck, aus der Gegend von Odenkirchen, Dürselen, Wey, Hoppers, Flasrath, Neuenhoferhaus über Schlich in die Brabander Landstrasse mündet. Diese Strasse zielt auf die Mitte des Schlosses und auf einen nordöstlich desselben, von der Strasse Steinforth-Damm aus nach St. Nicolaus führenden Weg.

Ausserdem führt eine dammartig angelegte Strasse von Harff über Morken, Gindorf, Gusdorf, Laach, Elsen, Orken nach Bedburdyck, und von hier der Südostseite des Schlossgartens entlang; sie zielt, bevor sie die Südostseite des Gartens erreicht hat, gerade auf das Schlossgebäude. Diese Strasse sendet südlich von Dyck einen Arm durch Aldenhoven nach Damm in die grosse, von Zülpich über Caster, Damm, Willich nach Moers führende Römerstrasse (vgl. Jahrb. LXXIII Taf. II). Ein unbedeutender Verbindungsweg scheint auch über Schaar, Kelzenberg, Buntbroich, Roebersdorf, Hahn, Roth, Wallrath nach der Südwestseite des Schlosses geführt zu haben.

Im Verfolg dieser alten Strassen wurden mehrfach römische Culturreste angetroffen. So fand man bei Rath einige der im Schlossgarten zu Dyck aufgestellten „römischen Monumente“; auf dem Wege nach Steinfort und Liedberg wurde um 1820 ein Altar des Jupiter, sowie ein sogenannter Viergötteraltar gefunden (vgl. Fahne, die Dynasten, Freiherren und jetzigen Grafen von Boholz, I, I. Abth. S. 245, wo der Altar des Jupiter abgebildet ist). Eine reiche Fundgrube römischer Alterthümer ist ferner das an der Strasse von Zülpich-Damm-Moers gelegene Scherfhausen, das vielleicht seinen Namen von den dort so zahlreich sich findenden Ziegelstücken, Gefässscherben etc. erhalten hat. In dem Dorfe Barrenstein ward bei der von Cleve über Grevenbroich nach Köln führenden Strasse ein römisches Hängegewicht (aequipedium) in Gestalt der Büste des jugendlichen Bacchus gefunden

(vgl. Heimathskunde Bd. II nr. 7 u. 9). In dem Pfarrorte von Schloss Dyck, das nach seinem Namen „Bedburdyck“ schon sehr früh als Mittelpunkt religiösen Lebens in dieser Gegend betrachtet werden dürfte, fand Herr Dechant Giersberg vor etwa 16 Jahren das als Stufe der Treppe zur Kirche benutzte Steinrelief des Hercules (Taf. VI Fig. 2). Die meisten und interessantesten Funde wurden auf dem Thalmücken hinter der Ostseite des Schlosses und dem  $\frac{1}{6}$  Meile von hier gelegenen Dorfe Aldenhoven, zu beiden Seiten des „Aldenhover Pfades“ auf dem Grund und Boden gemacht, welcher in unmittelbarer Beziehung zum Schlosse und seiner Geschichte steht. Schon seit Menschengedenken finden sich beim Pflügen auf den zum Schlosse gehörigen Ländereien Ziegelplatten und andere römische Culturreste in grosser Menge. Einige besonders auffallende Gegenstände, wie bearbeitete Steinstücke und das Steinbild einer Eule, werden noch im Schlossgarten aufbewahrt. — Als im Jahre 1883 der Herr Gutspächter Schmitz diese Ländereien pflügen liess, stiess man auf das Taf. VI Fig. 1 dargestellte Bild einer sitzenden Gottheit. Seine Durchlaucht der Fürst von Salm-Dyck-Reifferscheid liess sofort unter Aufsicht seines Rentmeisters, Herrn Hambüchen, und seines Schlossgärtners, Herrn Hermes, eine planmässige Untersuchung der Fundstelle vornehmen, die unter meiner Leitung zum Abschluss gebracht wurde. Als ich die Fundstelle zuerst in Augenschein nahm, hatte man bereits eine halbkreisförmige Fundamentsohle aus Liedberger Sandstein ausgegraben. In deren Mitte war das Götterbild von Herrn Schmitz gefunden worden. Dazu gesellte sich noch ein kleineres, welches fast unkenntlich verwittert war. Ausserdem legte man einen schlicht profilirten Säulenschaft, wenige Tuffsteinstücke, sowie vereinzelte Bruchstücke römischer Dachziegelplatten bloss. Da alle diese Reste auf eine hier befindlich gewesene Hauskapelle (aedicula) deuteten, so hofften wir durch Quergräben, welche bis auf den gewachsenen Boden reichten, wenigstens die Umrisse einer baulichen Anlage nachweisen zu können; allein die an den verschiedensten Stellen angelegten Versuchsgräben und Versuchslöcher ergaben nur mit einer gewissen Regelmässigkeit neben einander gefügte oder auch bunt durcheinander liegende Liedberger Sandsteinstücke, welche bald die rohe Bruchform hatten, bald an die regelmässige Gestalt unserer Pflastersteine erinnerten.

In Begleitung dieser Sandsteine kamen bedeutende, mit zahlreichen römischen Gefässscherben vermischte Brandlagen zum Vorschein. Zwischen dem Brande lagen grosse Massen römischer Dachziegelplatten. Tuffsteine zeigten sich verhältnissmässig nur wenige.

Unzweifelhaft stand hier zur Römerzeit eine grosse bauliche Anlage, die verbrannt war. Die vorgefundenen Sandsteinstücke sind offenbar die letzten Reste der vom Pflug wohl schon seit vielen Jahren durchschnittenen Baufundamente. Da das Götterbild in fast gleicher Tiefe mit der Fundamentsohle der Kapelle lag, dürfte dasselbe schon früher einmal beim Pflügen berührt und als schwer zu bewegender Gegenstand vom Pflüger tiefer gesenkt worden sein. Dass die Fundamentsohle so nahe zu Tage lag, darf nicht auffallen, wenn man bedenkt, dass sowohl durch das Pflügen als auch durch Regen und Wind der Rücken, welcher den Bau trug, im Laufe der Zeit an Höhe verlieren musste. Nach Mittheilung des Herrn Hambüchen wurden später nicht weit von dieser Stelle ein wohlerhaltener römischer Dachziegel, eine gelblichweisse römische Reibschüssel aus Thon und Massen von römischen Dachziegelfragmenten und Liedberger Sandsteinstücken gefunden; ferner theilte mir Herr Schmitz jun. mit, dass auch südlich der Fundstelle des Götterbildes, auf der Südseite des Aldenhoven Pfades, beim Pflügen ähnliche römische Baureste zu Tage träten.

Es liegt sehr nahe, anzunehmen, dass die hinter Schloss Dyck gefundenen drei Gruppen römischer Bauten auf drei hier befindlich gewesene bauliche Anlagen deuten; die halbkreisförmigen Fundamentreste nebst Götterbildern setzen bestimmt eine kleine Betkapelle, aedicula, voraus, was auf Wohlhabenheit der Bewohner jener Bauten schliessen lässt. In dem beigefügten Situationsplänchen auf Taf. VI ist die Fundstelle der aedicula mit I † bezeichnet, die andern Ausgrabestellen römischer Alterthümer und Baureste mit II † und III †. Der Herkules wurde bei IV † gefunden.

Fasst man nun die unvergleichlich grossen Vortheile in's Auge, welche die Gemarkung des Schlosses Dyck der Landwirthschaft bietet, so liegt die Annahme sehr nahe, dass die baulichen Anlagen landwirthschaftlichen Zwecken gedient haben. Darauf führt auch die Thatsache, dass nichts gefunden worden ist, was für eine militärische Anlage passt; auch spricht für eine landwirthschaftliche Anlage an dieser Stelle der Umstand, dass seit alter Zeit der Volksmund, wie mir Seine fürstliche Durchlaucht mittheilte, die Gegend hinter dem Schlosse, besonders die Stelle, wo Herr Hambüchen die oben erwähnten römischen Reste fand, mit dem Namen „zu den drei Höfen“ bezeichnet, und dass man den Ursprung des Ortes Aldenhoven hiervon ableitet, indem sich in der Nachbarschaft dieser Höfe Leute angesiedelt hätten. Da nun in der Gegend Dyck-Aldenhoven keine Spuren von mittelalterlichen Bauten, wohl aber drei römische Baurümmerstätten angetroffen

werden, so dürften diese als die drei Höfe der Volkssage zu betrachten sein. Man nannte wohl die Trümmerstätte „zu den drei Höfen“ später im Gegensatz zu den Neubauten, die nach Zerstörung der alten aufgeführt wurden, „die alden Hoven“. Ist nun das Dorf Aldenhoven eine mittelalterliche Gründung, wo siedelten sich denn die ehemaligen Bewohner der drei Höfe an, nachdem ihr Besitzthum zerstört war? Nichts liegt näher, als die Annahme einer Ansiedlung auf der benachbarten, natürlichen Schutz bietenden Donke, die jetzt das Schloss Dyck trägt.

Zur Bestimmung der Aufführungs- wie der Zerstörungszeit jener Bauten bieten die zahlreichen zwischen den Bautrümmern, besonders in den Brandschichten vorgefundenen Gefässscherben hinreichendes Material. Die ältesten dieser Gefässtrümmer gehören allen möglichen, doch im allgemeinen ziemlich rohen Geschirren der Sorte an, wie ich sie mit Münzen aus der Zeit der Antonine antraf. Sehr bezeichnend sind jene Sigillata-Tassen mit schmalem Fuss und schräg gestellten, sich oben erweiternden Wänden. Ebenso sind unserer Brandstätte die neben solchen Tassen vorkommenden blassrothen, leichtgebrannten Sigillata-Schüsseln mit vereinzelt Gruppen stumpfer Ornamentation eigenthümlich. Solche Gefässe kommen in den Gräbern aus der Zeit der Julier und Flavier, sowie in der der Constantine und der spätern römischen Kaiser nicht vor. Dasselbe muss ich bezüglich der rohen irdenen Kochgeschirre sagen, welche an der Fundstelle zahlreich angetroffen werden; denn wenn auch unter diesen gewisse Bruchstücke lagen, die sich schon zwischen den Culturresten der Flavier und noch in der Zeit der Valentiniane finden, so fehlen doch die für diese erste und letzte Zeit der Römerherrschaft recht charakteristischen gänzlich; von jenen hartgebrannten, dünnwandigen, tiefrothen Sigillata-Gefässen mit reicher, scharfgeprägter Ornamentik, wie sie zur Zeit der Julier und Flavier gewöhnlich vorkommen, fand sich keine Spur; ebenso fehlen Bruchstücke jener schlanken, vielfach mit weisser Farbe bemalten, charakteristischen Becher und jener rauhwandigen Krüge und Töpfe, welche in jeder Culturschicht aus constantinischer und späterer Zeit vorkommen. Was sich von Culturresten vorfand, gehört in die Zeit der Antonine (138—192) und der Valeriane (253—268). Es war nun auch in der That die Zeit der Antonine eine für den Niederrhein so friedliche, dass sie besser als jede andere zur Anlage eines von den schützenden militärischen Niederlassungen ferne gelegenen landwirthschaftlichen Wohnsitzes einladen konnte; die Zeit der Valeriane aber, der die jüngsten, besonders in den Brandschichten angetroffenen Ge-

fässscherben angehören, war dagegen eine furchtbar kriegerische, so dass sich eine Zerstörung jener Anlage in ihr leicht denken lässt. Erwägt man dazu, dass Kaiser Probus die Germanen, die unter seiner Herrschaft 76 grosse Städte zerstört hatten, nach Vopiscus (Probus c. 13) bereits im Jahre 277 verjagte, so dürfte man die Zerstörung der Dycker Römerbauten in die Zeit zwischen 260 und 277 setzen.

Das auf Taf. VI Fig. 1 abgebildete grössere Götterbild unserer landwirtschaftlichen Anlage ist aus jenem tertiären weisslichen Sandsteine gemeisselt, der den Mineralogen unter dem Namen „Klinkert“ bekannt ist, und der, wie an vielen Stellen des niederrheinischen Beckens, so auch bei dem der Fundstelle benachbarten Liedberg vorkommt<sup>1)</sup>. Der Gott sitzt ruhig auf einem rechtwinkeligen, jedes Schmuckes entbehrenden Stuhle von 44 cm Höhe und 19,5 cm Breite. Die Höhe des Sitzes beträgt 27 cm, die des ganzen Bildes von der Sohle des Stuhles bis zum Scheitel des Gottes 53 cm. Der linke Fuss der Figur ist etwas vorgeschoben, seine Sohle ruht fest auf; der rechte Fuss ist so weit zurückgezogen, dass das Gewicht des Beines nur auf dem Ballen der Zehen und dem Ende des Mittelfussknochens ruht, während die Ferse hochgehoben ist. In der rechten Hand hält die Figur in schräger Lage eine 3 cm lange cylindrische Röhre von 1 $\frac{3}{4}$  cm. Oeffnungsweite zwischen dem gestreckten Daumen und Zeigefinger; die Hand ruht mit der Aussenseite des Kleinfingerballens auf dem vordersten Theile des Oberschenkels. Der rechte Arm ist in schrägem Winkel gebogen; der noch erhaltene oberste Theil des linken Armes hebt sich in fast horizontaler Linie; der Arm muss demgemäss in fast rechtem Winkel erhoben gewesen sein. Weil aber die linke Schulter nur verhältnissmässig unbedeutend höher liegt, als die rechte, und der Oberkörper gerade aufgerichtet ist, kann, einer solchen Bewegung entsprechend, sich der linke Arm nur ruhig gestützt haben, etwa an einem stabartigen Gegenstande. Dass dies der Fall war, beweist die aufgefundene linke Hand, welche so weit geschlossen ist, dass man sehen kann, wie sie ehemals einen dünnen cylindrischen Gegenstand, offenbar einen langen Stab, umfasste.

Der Torso des Gottes ist wohl äusserst breit, die Muskulatur sehr kräftig, allein zugleich edel; der herkulisch breite Hals erscheint kurz. Der Kopf ist gerade aufgerichtet, das Haar walt von vorne

1) Näheres über diesen Stein und seine Verwendung bei von Dechen in O. von Müllmann, Statistik des Reg.-Bez. Düsseldorf. Iserlohn 1864. Bd. I S. 183 ff.

in breiten, etwas verworrenen Partien herab. Die Augenbrauenbogen sind sehr stark gewölbt, die Stirnmuskeln ziehen sich in Falten nach dem Nasenbein herab; dadurch werden die äussern Theile des oberen Augenlides bedeckt, und die inneren Theile scheinen sich zu erbreiten; der äussere Rand des unteren Augenlides ist abwärtsgezogen. Auch die Mundwinkel sind herabgezogen, die Lippen so fest zusammengekniffen, dass die hinaufgedrückte Oberlippe fast eine concave Linie bildet; da die obern Theile des Schnurrbartes stark hervortreten, müssen auch die Zahnreihen fest geschlossen sein. Die Seitentheile des Schnurrbartes sind breit, straff nach unten gerichtet, und erscheinen hier von dem breiten, äusserst kräftigen, dichtgelockten Kinnbarte nach vorne gedrückt. So gewinnt das Gesicht den Ausdruck von etwas Unheimlichem, Gewaltsamen.

Die Gewandung der Figur, das bekannte Himation, ist so über das linke Bein gelegt, dass es dasselbe bis zur Gelenkfläche des Fusses bedeckt, und besonders da, wo es durch den Thron zurückgedrängt wird, in reichen Falten herabhängt, während es den linken Unterschenkel so dicht umgiebt, dass seine ganze Form aus dem Gewande hervortritt. Vom linken Beine zieht sich das Gewand über das rechte Bein, und ist von hier um den Rücken herum über den linken Oberarm geworfen, wo die dünnen Falten in bogenförmigem Verlaufe den Zipfel bilden; zwischen den Knien hängt es in fast halbkreisförmigen, nach dem Körper zu flacheren und dünneren Bogenfalten, und fällt vor dem zurückgezogenen rechten Beine senkrecht herab.

Das Bild ist in der Gesamtauffassung, wie in den Linien und Bewegungen seiner Einzelheiten mustergültig, genügend in proportioneller und technischer Hinsicht; aber die Weise, wie die Einzelheiten künstlerisch durchgebildet sind, ist barbarisch roh. Da die Technik des Bildes die Annahme einer Lehrlingsarbeit ausschliesst und da das Treffliche der Komposition des Bildes hindert, darin eine eigne Erfindung eines geschulten Steinmetzen zu erkennen, so bleibt nur die Ansicht übrig, dass das Bild die Arbeit eines Steinmetzen ist, der ein gutes Vorbild so gut er eben konnte handwerksmässig nachgebildet hat.

Unserem Steinmetzen hat eine griechische oder eine römische Darstellung des Poseidon (Neptunus) zum Vorbilde gedient. Das gewaltige Meer mit seiner ganzen Erhabenheit, selbst dann unheimlich, wenn es lautlos über Tiefen sich ausbreitet, das Element, das die ganze Erde trägt, das wollte hellenischer Geist in Poseidon zum Ausdrucke bringen. In stürmischer Jahreszeit eilt er blitzschnell mit seinem von

schraubenden Rossen gezogenen Wagen über das Meer; die furchtbaren Wogen glätten sich, stürzen aber auf sein Geheiss verheerend über das Land. Wenn er mit seinem Dreizack in die Erde stösst, erbebt sie bis in ihre innersten Tiefen, Felsen spalten sich, Inseln tauchen auf; dann wieder ein Blick des Gewaltigen, und das wüthende Element ist beruhigt. Poseidon lenkt die Schiffe, fördert den Seehandel, leitet Alles, was mit dem unermesslichen Wasserelement in Verbindung steht. (Preller, gr. Myth. I. S. 352 ff.). Ein solches Bild nur kann dem Bildner des Originals unserer Figur vorgeschwebt haben.

In dem gedrungenen, breiten Körper, dem gewaltigen Nacken, den herkulischen Armen, in dem tieffinstern Herrscherblicke, in der schmalen, starkgehügelten Stirn, in der Form und Bewegung eines jeden einzelnen Gesichtstheiles spricht sich die Macht des Meeres aus, wie auch die über der Stirn entquillenden herabfallenden Massen des Haupthaares sowie der Bart die Bewegung der Meereswellen versinnbildlichen.

Aber Poseidon in unserm Bilde thront ruhig, waltet mit sicherer Macht; von seiner oben geschilderten Doppelnatur tritt die mildere hervor. Wegen seiner Beziehung zum feuchten Elemente ist Poseidon auch „der Befruchtende“ der „Pflanzenernährer“; Localsagen machen ihn zum Gemahl der Demeter (Erde) und zum Vater der Persephone (Vegetation), vgl. Seemann, Vorschule der Kunstmythologie S. 131—141. Dieser Auffassung entspricht sowohl der über dem Gewande liegende Phallus, als auch der Gegenstand in der rechten Hand der Figur. Dieses cylindrische, oben und unten gleich breite Rohr war ein Wasser spendendes Auslaufrohr und ist zugleich als das Symbol der befruchtenden Feuchtigkeit und des quillenden Segens zu betrachten. Sicherlich hielt die linke Hand den Dreizack.

An der linken Seite des Thrones sieht man eine sich nach oben hinziehende balkenförmige Ausladung. Vielleicht war hier ein drittes Symbol des Poseidon, die prora eines Schiffes dargestellt. Dem Poseidon nämlich, dem „Rossefürsten“ waren die Rosse heilig, als Sinnbilder der wild hinstürmenden Wogen; als gleichbedeutend mit diesen Thieren des Poseidon betrachtete man aber auch das Schiff, welches kühn über das weite Gefilde Poseidons hinstürmt. (Stoll, Götter und Heroen 2. Aufl. Leipz. 1861. S. 223. Preller a. a. O. S. 369.)

Zu Poseidon passt recht gut das oben erwähnte, ganz in der Nähe gefundene Bild einer Eule, des Vogels der Athene, und kein Göttercultus erscheint für die Oertlichkeit, Schloss Dyck und Umgegend,

sowohl was die Natur der wasserreichen Niederung, als die landwirthschaftliche Cultur angehet, passender als der des Poseidons, des „Befruchtenden“, des Pflanzenernährers.

Gegen diese Deutung unseres Bildes könnte man ein Bildwerk im Wallraff-Richartz'schen Museum zu Köln (Nr. 119 des Düntzer'schen Katalogs) anführen, das Düntzer für einen Jupiter erklärt. Unvergleichlich besser in künstlerischer Hinsicht durchgebildet, als das Dycker, hat es in der Auffassung und Körperbewegung eine grosse Aehnlichkeit, so dass die Frage nahe liegt, ob nicht beide etwa den Jupiter, oder beide den Poseidon darstellen. Die Kölner Figur thront, wie die Dycker; sie hat genau dieselbe Stellung und Bewegung der Gliedmassen, die rechte Hand hält denselben cylindrischen Gegenstand in derselben Lage, die Anordnung der Gewandung ist bei beiden dieselbe; beider linker Arm war erhoben und stützte sich an einen Stab. Bei näherem Vergleiche aber stellen sich gerade diejenigen Unterschiede heraus, die nach Overbeck (Griechische Kunstmythologie II S. 209 ff.) das Bild des Himmelsgottes von dem des Wasserkönigs zu trennen gestatten. Die Kölner Figur ist schlanker, als die einen gedrungenen, kürzern, fleischigen Körper mit breiten Schultern und gewölbter Brust zeigende Dycker Figur, wenn sich auch nicht läugnen lässt, dass auch der Körperbau der Kölner etwas musculös Kräftiges hat. Das Kölner Bild hat einen freundlich milden, offenen Ausdruck, in dem sich Geisteshoheit und Gedankentiefe ausspricht; in dem finstern Gesichte des Dycker Bildes liegt der Ausdruck von etwas Unheimlichem, Unergründlichem, Gewalt-samen, von jenem Etwas, das man sich beim Anblicke des Meeres vorstellt. Die Gewandfalten des Kölner Bildes sind reicher, die Gewandmassen schliessen weniger dicht an den Körper an, sind breiter behandelt, und ihre Falten liegen in weiten Hängebogen; der Phallus ist bedeckt. Diese Unterschiede rechtfertigen sowohl Düntzers Auffassung der Kölner, als meine der Dycker Figur. Der Gegenstand in der rechten Hand der Kölner Figur, dessen innere Oeffnung kleiner ist als bei der Dycker, kann die Umhüllung eines Blitzstrahles sein, der wohl aus Metall hergestellt war<sup>1)</sup>.

Die oben erwähnte neben dem Poseidonbilde zu Tage gebrachte kleinere Figur ist aus dem von den Römern häufig benutzten, weichen

1) Bei einer diesbezüglichen Unterredung mit Herrn Prof. Düntzer kamen wir zu übereinstimmendem Ergebniss.

gelbweissen Jurakalk gemeisselt. Sie ist thronend dargestellt, und misst von der Thronsohle bis zum Scheitel 43 cm.

Das sehr verwitterte Bild lässt nur noch eine recht schlank gestaltete Frau von zierlichem Körperbau erkennen, ganz ähnlich dem von Prof. Schaaffhausen in diesen Jahrbüchern Heft LXXVI S. 31 besprochenen und dort auf Taf. I abgebildeten Kölner Isisbilde aus der Ursulakirche. Dass sie hier in Verbindung mit Poseidon erscheint, kann nicht auffallen. Sie ist Gemahlin Poseidons (Preller a. a. O. S. 725), sie lässt Inseln aus dem Meer emporsteigen, sie ist Urheberin und Beschützerin der Schifffahrt. Theilt sie so mit Poseidon die Eigenschaften einer Meergottheit, so erscheint sie andererseits auch wie Poseidon als die Göttin irdischer Fruchtbarkeit, indem sie häufig mit Demeter identificirt wird. Trefflich passt daher auch diese Gottheit zu der Oertlichkeit von Schloss Dyck und zu der dortigen ländlichen Anlage.

Das Bedburdycker Bild des Herakles (Taf. VI Fig. 2) ist aus Liedberger Sandstein. Die Reliefplatte ist 20 cm dick, 68 cm hoch, 38 cm. breit. Die Figur hat eine Höhe von 48 cm. Herakles erscheint hier, wie gewöhnlich, als gereifter Held. Der Körper ist musculös kräftig, die Brust im Vergleich zu den Hüften sehr breit, der Nacken stierartig kurz, der Kopf klein. Er ist schreitend dargestellt. Die Löwenhaut fehlt; in der rechten Hand hält er die Keule, in der linken scheint er einen kugeligen Gegenstand zu halten. Daher dürfte Herakles hier, wie Herr Dechant Giersberg, der Retter dieses interessanten Reliefs, mit Sicherheit glaubt, als Einholer der Hesperidenäpfel dargestellt sein.

In technischer Hinsicht ist es interessant, dass die Hiebe eines breiten Meissels die Körperformen gewissermassen schraffirt hervortreten lassen. Sonst ist auch dieses Bild in der Ausführung so barbarisch, dass beispielsweise die feineren Körpertheile, wie Muskeln, Augen, Mund, ja sogar die Nase nur angedeutet erscheinen; trotzdem aber geht der beschriebene Moment der Auffassung des Herakles aus dem Gesamten der körperlichen Bewegung so deutlich hervor, dass wir rücksichtlich seines Vorbildes nur an eine griechische Composition denken. Es ist das Relief eine barbarische Arbeit, welche in der Composition das griechische Vorbild nur noch in schwachen Umrissen erkennen lässt.

Dass die drei Steinbilder auf griechische Compositionen zurückgeführt werden müssen, geht aus dem ganzen Charakter des römischen Lebens hervor, wie er auch in dem religiösen Empfinden dieses Volkes seinen Ausdruck fand. In Italien vermischten sich verschie-

dene Volkselemente, die zum Theil lange hier ansässig, zum Theil aus dem Norden, Osten und Westen eingewandert waren. Eine alle Stände zu einer Einheit umfassende Cultur konnte sich hier nicht entwickeln und wenn sie begann, wurde sie stets wieder unterbrochen. Hier finden wir nichts von jener warmen und tiefen künstlerischen Empfindung, die uns bei Betrachtung der Werke des griechischen Alterthums wie frischer Frühlingsduft anweht. Das römische Reich entwickelte sich zu einer prunkvollen Cäsarenmacht, die von Allen gefürchtet und welterdrückend endlich in sich zusammenbrach. Die Religion der Römer war, wie Hegel bemerkt, die ganz prosaische der Beschränktheit, der Zweckmässigkeit, des Nutzens. Die römischen Götter, sagt Preller (Die römischen und italischen Götter S. 54), treten niemals oder nur ausnahmsweise persönlich unter das Volk. Bei den Griechen pflanzt Athena selbst den Oelbaum, zähmt Poseidon selbst das Ross. Die Griechen beteten bei einem Erdbeben zu ihrem Poseidon Aspholios, in Rom wurde bei demselben Ereigniss ein Feiertag beschlossen ohne nähere Bestimmung des zu versöhnenden Gottes. War bei diesem Feste ein Versehen vorgefallen, so wurde das Sühnopfer unter der Formel: Si Deo, Si Deae dargebracht. Der griechische Poseidon wurde in Rom unter dem Namen Neptunus und zwar im Circus maximus als Neptunus equester verehrt, aber auch als Gott der Erde und des Ackerbaues, deshalb waren die Zeiten seiner Feste die der Saat und die der Ernte. Seinen Namen Consus leitet man von der Sanscritwurzel su ab und ist darunter „Gott der Saaten“ zu verstehen. Consus wird (Gloss. Labb. p. 40) mit dem Aegyptischen Harpokrates, dem Gotte des Schweigens und der verborgenen Weisheit identificirt (a. a. O. S. 420 Anm. 1). Bezieht sich darauf vielleicht das neben dem Neptun gefundene Steinbild einer Eule? Aus dem Herakles ward unter ähnlichen Vorstellungen der römische Hercules. Die griechische Demeter wie die Isis wurden zur Ceres. Der Demeter entsprechend ist auch die Bona Dea der Römer, welcher der 1. Mai geheiligt war. Wie die Griechen den latinischen Gott Consus für ihren Poseidon erklärten, so werden die Römer, als sie die linksrheinischen Sitze der Germanen erobert hatten, den Göttern der unterworfenen Völker römische Namen gegeben haben. Es bleibt zu untersuchen, welche einheimische Gottheiten geeignet waren, ihre Namen für den des Hercules und Neptun, der Ceres oder Isis herzugeben.

Constantin Koenen.